Sylvia Buchen · Maja S. Maier (Hrsg.)

Älterwerden neu denken

Sylvia Buchen
Maja S. Maier (Hrsg.)

Älterwerden neu denken

Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel

VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2008

Alle Rechte vorbehalten
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2008

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe
Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-15772-6

Inhalt

Sylvia Buchen/Maja S. Maier
Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel. Eine Einleitung 7

I Geschichte und Politik des Alterns

Cornelia Helfferich
Alles beim Alten? Wie der demografische Wandel Lebenslaufmuster von Frauen und Männern morgen und das Alter übermorgen beeinflusst 31

Gabriele Winker
Neoliberale Regulierung von Care Work und deren demografische Mystifikationen 47

Heike Kahlert
Die Bedeutung der Hochschulen in der alternden Gesellschaft 63

Elisabeth Herrmann-Otto
Altersdiskurse und Altsein in historischer Vergangenheit: Frühchristliche Altersmodelle in der römischen Antike. 75

II Bildung und Altern

Sylvia Buchen
Bildung in der dritten Lebensphase zwischen ‚lebenslangem Lernen' und Lernen loszulassen. 95

Malte Brinkmann
Lernen, Verlernen und Umlernen im Alter 113

Bernd Steinhoff
Intergenerationelles Lernen. Zur Entwicklung einer altersintegrativen Lernkultur 131

III Körper, Geschlecht und Biografiearbeit im Alter

Ursula Baumgardt/Ursa Krattiger
Das Altern im Spiegel weiblicher Selbstbildnisse 147

Nina Degele
Schöner Altern. Altershandeln zwischen Verdrängung, Resonanzen und Solidaritäten 165

Vera Bamler
Sexualität in der dritten Lebensphase 181

Regine Gildemeister
Was wird aus der Geschlechterdifferenz im Alter? Über die Angleichung von Lebensformen und das Ringen um biografische Kontinuität 197

IV Leben und Wohnen im Alter

Maja S. Maier
Familien, Freundschaften, Netzwerke. Zur Zukunft persönlicher Unterstützungsbeziehungen 219

Cornelia Kricheldorff
Neue Wohnformen und gemeinschaftliches Wohnen im Alter. 237

Barbara Dieris/Franz Breuer
Aushandlung familiärer Besitz- und Kümmerverhältnisse zwischen den Generationen 249

Interview mit Vertretern Volksbank Freiburg
„Redet ihr noch miteinander, oder habt ihr schon verteilt?“ Erbschafts- und Finanzplanung in einer alternden Gesellschaft als Herausforderung für Banken 265

Guido Schmitt
Migration und Alter. Eine essayistische Skizze zur italienischen ‚Gastarbeiter‘-Generation 275

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 287

Sylvia Buchen/Maja S. Maier

Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel

Im vorliegenden Band soll aus interdisziplinärer Perspektive der Frage nachgegangen werden, mit welchen Konzepten und (politischen) Strategien in unserer Gegenwartsgesellschaft auf den demografischen Wandel reagiert wird, d.h. auf das historische Phänomen einer sinkenden Geburtenrate bei steigender Lebenserwartung. Der sich verändernde Altersaufbau der Bevölkerung – von der Pyramide über die Zwiebel bis hin zum Pilz – ist an Modernisierungsprozesse in hochentwickelten Industriegesellschaften gebunden und tritt demzufolge weltweit auf. Mit diesem Band ist beabsichtigt, weder die Krisen- und Katastrophenrhetorik über eine ‚schrumpfende' und ‚alternde' Gesellschaft fortzuschreiben, noch die Probleme einer älter werdenden Gesellschaft zu verleugnen, wie körperlich fit, geistig rege und ‚beschäftigungsfähig' ältere Generationen heute zum Teil auch sein mögen. Da der Anteil von Frauen an Care Work – verglichen mit Männern – ungleich höher ist und Frauen sehr viel mehr von Altersarmut betroffen sind und in Zukunft angesichts diskontinuierlicher Erwerbsbiografien betroffen sein werden, soll im Zusammenhang mit dem demografischen Wandel die Kategorie Geschlecht besondere Aufmerksamkeit erfahren. Unser Buch beansprucht, den Themenkomplex „demografischer Wandel" zu entdramatisieren, indem aus unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen (Geschichte, Sozial- und Kulturwissenschaften, Psychologie, Volkswirtschaft u.a.) die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse einer kritischen Analyse unterzogen, aber auch Möglichkeiten aufgezeigt werden, wie es gelingen kann, Älterwerden in unserer Gesellschaft „neu (zu) denken". In diesem Zusammenhang ist zweifelsfrei positiv zu bewerten, dass mittlerweile in den Massenmedien – mit wenigen Ausnahmen – ein relativ differenziertes Bild über die Chancen und Probleme des Älterwerdens gezeichnet wird, was sich u.a. in den von der ARD und den dritten Programmen ausgestrahlten vielfältigen Sendungen zum Älterwerden im Rahmen des einwöchigen Themenschwerpunkts „‚Mehr Zeit zu leben': Chancen einer alternden Gesellschaft" (21.-27.04.2008) manifestierte. Inwieweit der demografische Wandel hierbei Gestaltungschancen des Alters erhöht oder Probleme verschärft, war auch das Thema einer der Herausgabe dieses Bandes vorausgegangenen interdisziplinären Veranstaltungsreihe zum Thema „Demografischer Wandel als Chance? Älterwerden gestalten".[1]

---

1 Beteiligt an der Freiburger Veranstaltungsreihe (14. November 2007 bis 5. März 2008) waren neben der Pädagogischen Hochschule Freiburg die Evangelische Fachhochschule Freiburg, die

Zum Problem der Demografisierung sozialer Probleme

Insgesamt ist festzustellen, dass das Thema demografischer Wandel zur Zeit Konjunktur hat und von Fachleuten aus Wissenschaft, Politik und Praxis durchaus kontrovers diskutiert wird. Dies betrifft sowohl die unterschiedlichen Einschätzungen der Lebenssituationen alter(nder) Menschen als auch den Umgang mit dem demografischen Wandel: So wird einerseits von Altbundespräsident Roman Herzog – in Übereinstimmung mit einzelnen jung-dynamischen Politikern und Interessensvertretern der Wirtschaft – vor dem Hintergrund der außerplanmäßigen Rentenerhöhung durch die Bundesregierung vor einer „Rentnerdemokratie" gewarnt, durch die (langfristig) die Jungen ausgeplündert würden. Andererseits warnen Sozialverbände, Gewerkschaften und Politik vor dem Hintergrund neuer statistischer Daten vor Altersarmut, die zukünftigen Rentner(innen)-Generationen, insbesondere in den neuen Bundesländern und hier insbesondere Frauen, kein existenzsicherndes Einkommen mehr garantieren. Mit einer Krisenrhetorik, die den Zusammenbruch der sozialen Sicherungssysteme und – damit verbunden – den Zusammenbruch der Grundlage sozialstaatlicher Prinzipien heraufbeschwört, und zugleich vor der einseitigen Interessenspolitik der Rentner (Rentner-Lobbyismus) warnt, wird die zweifelsfrei brennende soziale Frage nach der zukünftigen Verteilung des erwirtschafteten gesellschaftlichen Wohlstands in einen ‚Generationenkonflikt' umgedeutet. Das heißt, eine größer werdende Kluft zwischen Armut und Reichtum wird ‚demografisiert' (vgl. Butterwege 2006, Winker i.d.B.). In der Tat birgt die Demografisierung (wie etwa auch die Ethnisierung) gesellschaftlicher Probleme sozialen Sprengstoff in sich, weshalb der ehemalige Bundespräsident nicht von ungefähr von verschiedener Seite heftige Kritik erntete (vgl. der Präsident der Volkssolidarität, Gunnar Winkler, der von ‚geistiger Brandstiftung' sprach: Badische Zeitung, 12.04.2008).

Eine zentrale, eng mit bildungspolitischen Konzepten verknüpfte arbeitsmarktpolitische Strategie, dem demografischen Wandel zu begegnen, besteht in der Entdeckung älterer Menschen als Humankapitalressource. So besteht ein direkter Zusammenhang zwischen der Erhöhung der Lebensarbeitszeit auf 67 Jahre und dem Ausbau betrieblicher Weiterbildung sowie nachberuflicher Qualifizierungsprogramme: Erst durch die entsprechenden Fort- und Weiterbildungsangebote wird – nicht zuletzt angesichts ständiger technologischer Innovationen – die Beschäftigungsfähigkeit (‚employability') auch älterer Arbeitnehmer(innen) sichergestellt. Die längere Integration älterer Menschen in den Arbeitsprozess hat also die Funk-

---

Katholische Fachhochschule Freiburg, die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, die Stadt Freiburg und das Stadttheater Freiburg sowie die Volksbank Freiburg.

tion, Lücken, die durch den Geburtenrückgang entstehen, zu schließen. Der Begriff und die Konzepte ‚Lebenslangen Lernens' liefern die ideologische Begründung für die Notwendigkeit, sich lebenslänglich ‚fit-for-the-job' zu halten: Integration in den Arbeitsmarkt bedeutet, wie prekär das Arbeitsverhältnis auch sein mag, gesellschaftliche Teilhabe. Demzufolge kommen neuere Konzepte ‚Lebenslangen Lernens' wie z.B. die ‚Learning Communities' auch in einer zivilgesellschaftlichen Fortschrittsrhetorik daher (‚active citizenship', ‚inclusive society', ‚employability' etc.) (vgl. Buchen i.d.B.). Es versteht sich von selbst, dass die Bereitschaft, die eigene Beschäftigungsfähigkeit bis ins hohe Alter durch ‚Lebenslanges Lernen' sicherzustellen, zukünftig vor allem von denjenigen Arbeitnehmer(inne)n erwartet wird, die ansonsten von Altersarmut betroffen wären.

Der Employability-Diskurs dominiert dabei nicht nur die Arbeitsmarkt- und Bildungspolitik, er wirkt sich auch auf das Verhältnis von Arbeit und Freizeit aus: Um ihre Beschäftigungsfähigkeit zu sichern, sind die Individuen „zur Einhaltung von Grenzwerten in allen Lebenslagen angetrieben" (Lange/Szymenderski 2007: 231): zur zeitökonomischen Optimierung der alltäglichen Versorgung, der individuellen Regeneration, der Gestaltung von familiären und persönlichen Beziehungen sowie zur Effizienzsteigerung von Erholungsaktivitäten. Kaum verwundert deshalb, dass auch die familienpolitischen Strategien in die Argumentation von Produktions- und Effektivitätssteigerung eingebettet sind: So wurde bereits der Familienbericht der Bundesregierung von 1994 mit dem Untertitel „Zukunft des Humanvermögens" (BMFSFJ 1994) veröffentlicht. Obwohl beim politischen Schlüsselthema Familie quer durch die Parteien heftig gestritten und kontrovers diskutiert wird, ist es ein überparteilicher Konsens, dass die Familie im Hinblick auf ihre grundsätzliche Bedeutung und ihre Leistungen in den Blick gerückt und gefördert werden muss (vgl. Lange/Lettke 2007: 18): Themen wie Vereinbarkeit, außerhäusliche Kinderbetreuung von unter 3-Jährigen, berufliche Karrieren von Frauen werden aus dem Zusammenhang feministischer Theorie und Politik herausgelöst und in den nationalstaatlichen (Gender-)Mainstream überführt (vgl. dazu Auth//Holland-Cuntz 2006). Aufgrund des drohenden Fachkräftemangels sind Frauen als in vielen Bereichen besser qualifizierte Arbeitnehmerinnen interessant geworden, ohne freilich auf sie als Mütter verzichten zu wollen. Zugleich sind die Frauen dazu angehalten, zukünftig ihre Existenz selbst zu sichern, wollen sie im Alter nicht leer ausgehen: Der Abbau der weiblichen Alterssicherung aufgrund von Familienarbeit hat mit dem neuen Unterhaltsrecht begonnen, durch das Kinder aus der ersten und zweiten Ehe bzw. Beziehung auf Kosten des Unterhalts der geschiedenen Ehefrau gleichstellt werden (vgl. dazu Helfferich i.d.B.). Es ist zu erwarten, dass dieser Abbau weitergeht und die Geschlechterungleichheit im Alter reproduziert, wenn nicht sogar verschärft wird.

Von der Differenz Alt/Jung zur (mehrdimensionalen) Differenzierung zwischen den Generationen

Auffallend ist, dass in Diskursen über den demografischen Wandel bislang völlig undifferenziert von (essenziellen) Unterschieden zwischen ‚Alt und Jung' ausgegangen wird, die scheinbar keinerlei weiterer Erklärungen bedürfen. Damit wird soziales Handeln zwischen den Generationen letztlich auf die Kategorie Alter – und die jeweils daran geknüpften soziokulturell vorherrschenden Alterskonstruktionen – reduziert. Diese Naturalisierungen und Essenzialisierungen, die bereits aus der Genderforschung sattsam bekannt sind, dokumentieren sich nicht nur ex negativo in den Krisenszenarien (vgl. „*die* Alten plündern *die* Jungen aus"), sondern auch in den Zukunftsvisionen, in denen versucht wird, generationsspezifische Praxiserfahrungen für Transferprozesse, z.B. im Betrieb, in der Bildung oder in bürgerschaftlichen Initiativen nutzbar zu machen: So wird z.B. im Rahmen von Seniorenstudien für intergenerationelle Lehrveranstaltungen mit dem Hinweis geworben, „Jung und Alt lernen voneinander", in der schulischen Förderung sollen ältere „Bildungsbegleiter" oder „Mentoren" Jugendlichen zur Seite stehen und im Betrieb soll der intergenerationelle Austausch das Abwandern von Wissen verhindern (vgl. Steinhoff i.d.B.). In ‚seniorenfreundlichen Kommunen' wird der Versuch unternommen, in einzelnen Stadtteilen, in denen der Anteil von Haushalten von Seniorinnen und Senioren besonders hoch ist, eine ‚gesunde Mischung zwischen Jung und Alt' herzustellen. Auf der Grundlage von ‚Stadt-Senioren-Plänen' sollen dann Mehrgenerationenhäuser als Kommunikationszentren etabliert werden, in denen sich ‚Jung und Alt' begegnen, wechselseitig unterstützen und/oder sogar ‚unter einem Dach' leben können, eine Wohnform, die sich bislang jedoch weniger bewährt hat (eine Ausnahme scheint die neu errichtete ‚Gemischt-Siedlung' in Weimar zu bilden, in der gezielt innerhalb einer Siedlung Nachbarschaftshilfe zwischen jungen Familien und älteren Menschen angestrebt wird). Mittlerweile ist in Großunternehmen ‚Age-Diversity' im Zusammenhang mit intergenerationellem Lernen angekommen und auch spezielle Beratungsformen sind individuell auf die ältere Kundschaft zugeschnitten (vgl. das Konzept der Generationenberatung der Volksbank Freiburg i.d.B.).

In der Regel sind jedoch Politik und Praxis weit davon entfernt, den Ausdifferenzierungen auch zwischen den jeweiligen Alterskohorten Rechnung zu tragen: Sicherlich könnten aufwändige Experimentierphasen in Sachen neue Beratungs-, Bildungs-, Lebens-, Wohnformen in einer älter werdenden Gesellschaft abgekürzt werden, wenn von den Sozialwissenschaften neben statistischen Daten vor allem auch Befunde geliefert würden, die Auskunft über Hintergründe gelingender oder misslingender (auch intergenerationeller) Handlungspraxen geben. Notwendig

wäre eine forschungsgestützte Differenzierung von Generationen und der Gestaltung ihrer Beziehungen schon auch deshalb, um der ideologischen Polarisierung zwischen „Generationenkampf“ und dem – der traditionell bürgerlichen Familienidylle entlehnten – Bild des harmonischen „Miteinander von Jung und Alt“ etwas entgegensetzen zu können.

Die Grundannahme, dass familiäre Generationenverhältnisse auf Ambivalenz gründen, da Eltern generell auf Kontinuität und Kinder auf Veränderung zielen (vgl. Kohli 2007: 59), ließe sich zum einen vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung und zum anderen an nicht-familiären Generationenbeziehungen überprüfen. Betrachtet man in diesem Zusammenhang nämlich die gewachsenen Ansprüche auf Autonomie und Selbstbestimmung bei der Generation 60plus und zugleich die anwachsende starke Familienorientierung der Jugendlichen (vgl. Shell Jugendstudie 2006), dann lässt sich erahnen, dass die Kategorie Alter allein kaum Erklärungskraft hat.

Hier ist vor allem die qualitative empirische Forschung aufgefordert, durch differenzierte Generationenanalysen (vgl. hierzu: Schäffer 2004)[2], bei denen systematisch das Zusammenspiel der Dimensionen Alter, Geschlecht, Entwicklungstypik, Milieu (insbes. Herkunfts- und Bildungsmilieu) berücksichtigt werden, Erkenntnisse über generationsspezifische Bedürfnisse und Bedarfe in einer älter werdenden Gesellschaft zu liefern. Unerlässlich ist ebenfalls die Ausweitung der Forschung auf zukünftig paradigmatische Formen des Älterwerdens, also z.B. auf Kinderlose, deren Anzahl sich in den nächsten Jahrzehnten vervielfachen wird, sowie generell auf nicht-familiäre Unterstützungsbeziehungen (vgl. dazu Maier i.d.B.).

Da es bislang an differenzierten Generationenanalysen mangelt, ergeben auch die medialen Darstellungen über die unterschiedlichen Handlungspraxen alter Menschen ein eher diffuses Bild. So reichen beispielsweise Berichterstattungen über Hochbetagte (ab ca. 80 Jahre) von Falldarstellungen über rüstige, zufriedene alte Menschen, die selbst noch in hohem Alter körperlich und geistig beweglich geblieben sind, bis hin zu Darstellungen über pflegebedürftige, abhängige, einsame, oft demenzkranke alte Menschen, die in intellektuell und emotional anregungsarmen Milieus irgendwelcher Pflegeeinrichtungen ihr karges Leben fristen. Komplettiert wird dieses düstere Bild durch Prognosen, die vor einer

2 Mit Karl Mannheim arbeitet Schäffer heraus, dass für die Generationenbildung die kollektiven Erfahrungen der jeweiligen Kohorten (Jahrgänge) zentral sind („konjunktive Erfahrungsräume“), welche die Basis für gegenseitiges Verstehen bilden. In Weiterentwicklung des Mannheimschen Generationenansatzes führt Schäffer aus, dass Generation als konjunktiver Erfahrungsraum jedoch immer mit anderen Erfahrungsdimensionen (Milieu, Geschlecht, Entwicklungstypik u.a.) in Verbindung gebracht werden muss, um empirisch valide Aussagen über eine Generation machen zu können (vgl. Schäffer 2004: 49ff.).

zukünftigen Altersarmut warnen, insbesondere in strukturschwachen Gebieten, in denen heute bereits die Arbeitslosigkeit extrem hoch ist. Gerade die Analyse von Altersdiskursen und Altersrealität im historischen Prozess machen deutlich, wie sehr die Stellung alter Menschen und die damit verbundenen Alterskonstruktionen einem Wandel unterworfen sind. Am Beispiel frühchristlicher Altersmodelle kann sogar gezeigt werden, dass sich selbst die Bewertung von Alterserscheinungen wie Debilität oder Demenz verändert hat und der Umgang mit dem Altersphänomen vor allem dann überaus schwierig war, wenn es sich um einen nach römischem Recht „voll geschäftsfähigen" Familienvater handelte (vgl. Herrmann-Otto i.d.B.). Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, inwieweit der Mangel an Anregung und Anerkennung und nicht zuletzt an Selbstverantwortung mancher Pflegeeinrichtungen eben zu jenem geistigen Abbau seitens der Heimbewohnerinnen und Heimbewohner beitragen, dem sie vorgeben, entgegenzuwirken. Dass die Übernahme von Verantwortung für die Mitwelt und/oder für sich selbst ein probates Mittel dafür darstellt, noch im hohen Alter aktiv am sozialen Leben teilzunehmen, ist allgemein bekannt. Die Umsetzung solcher Einsichten in Form selbstaktivierender Freizeitangebote findet sich jedoch eher in ‚Seniorenresidenzen' denn in Altersheimen; d.h. Altersdeformationen werden zu sozialen Problemen, die sich entlang der Linien gesellschaftlich legitimer sozialer Ungleichheitsstrukturen ausprägen – wie beispielsweise das Phänomen der Übergewichtigkeit in einkommensschwachen und bildungsfernen Milieus.

Das Phänomen der Hochbetagten und der Mangel an Ursachenforschung

Über Hintergründe, weshalb ein Teil der Hochbetagten ein biblisches Alter in relativ guter körperlicher und geistiger Verfassung erreicht, gibt es nur Vermutungen, jedoch keine validen empirischen Befunde. So können z.B. auch die Neurowissenschaften (Hirnforschung) nichts zur Erhellung der Frage beitragen, ob überhaupt ein Zusammenhang zwischen biografischen Erfahrungen und Neugier bzw. Lernfähigkeit bis ins hohe Alter hergestellt werden kann oder ob Krankheitsbilder wie etwa Demenz, die in unserem Kulturraum als klassische pathologische Erscheinung für das hohe Lebensalter (die so genannte vierte Lebensphase) gilt, in Zukunft – wenn überhaupt – nur durch die Biomedizin oder Gentechnologie zu verhindern ist (vgl. dazu auch Brinkmann i.d.B.). Gerade weil bislang kaum wissenschaftliche Erkenntnisse über den Zusammenhang von ökonomisch-ökologisch-sozial-kulturellem Umfeld und individuellen Erfahrungen mit Leben-Abbau-Tod vorliegen, werden Erklärungsmuster hierfür alltagsweltlich konstruiert. Es ist allgemein bekannt, dass die höhere Lebenserwartung in hochentwickelten

Industriegesellschaften – verglichen mit vorindustriellen Gesellschaften – auf die bessere Versorgung in den Bereichen Gesundheit, Ernährung, Hygiene, Bildung u.a. zurückgeführt werden kann. Weshalb jedoch in einzelnen Industriegesellschaften oder Regionen (wie z.B. in bestimmten Landstrichen Japans) die Lebenserwartung überdurchschnittlich hoch ist, hierüber existieren nur Alltagstheorien, die in multikausalen Erklärungsmustern gründen. Als Begründung für die Erlangung eines hohen Alters bei relativ geistiger und körperlicher Gesundheit wird in der Regel auf einen ‚gesunden Lebensstil' verwiesen, der sich sowohl auf eine gesunde Ernährung (viel Obst und Gemüse), eine mäßige, aber regelmäßige Sportart (Schwimmen u.a.) sowie auf geistige Interessen bezieht. Interessant in diesem Zusammenhang sind vier Beispiele, die uns zum Thema Hochbetagte in jüngster Zeit (zufällig) in die Hände fielen und an dieser Stelle in verkürzter Fassung und unkommentiert angeführt werden sollen:

- „Rosa Rein, mit 111 Jahren die älteste Einwohnerin der Schweiz" (Tages-Anzeiger, 25.03.2008): „Die älteste Einwohnerin der Schweiz wurde Ende des vorletzten Jahrhunderts in Oberschlesien in eine jüdische Familie geboren (…), das Lernen fiel ihr leicht, und sie durfte auch die Hochschule besuchen – für eine Frau damals nicht selbstverständlich. (…) Nach den Gräueln der Kristallnacht 1938 (…) emigrierte sie (mit ihrem ersten Mann) nach Brasilien. Dort lebte sie zeitweise in großer Armut, unter schwierigsten Bedingungen (…)."
- „Eine selbstbewusste und unabhängige Frau. Ilse Cuny, die zweitälteste Freiburgerin, wird heute 105 Jahre alt" (Badische Zeitung, 10.04.2008): „(…) Die gebürtige Magdeburgerin stammt aus einer alten, wohlhabenden Hugenottenfamilie. (…) Die Seniorin (…) mischte 1953 in der DDR beim Aufstand am 17. Juni mit und musste deshalb nach Westdeutschland fliehen. (…) Zwar hat sie keine Berufsausbildung, doch spricht (sie) fließend Französisch, (…) hat Abitur gemacht, was in ihrer Generation für Frauen noch eine Seltenheit war."
- „Zur Person" (Badische Zeitung, 22.04.2008): „Hilde Lechner wird 103 Jahre alt (…) hat ein bewegtes Leben hinter sich: Als Jüdin floh sie 1939 von Prag nach Chile, leitete in Santiago eine Konditorei und zog nach 30 Jahren in Südamerika noch mit ihrer Familie nach Freiburg um – und hier wird heute gefeiert".
- Ein Fernsehinterview mit Alice Herz-Sommer, 104 Jahre alt („Sternstunde Kunst", Schweizer Fernsehen, März 2008): Die deutsch-tschechische Pianistin jüdischer Abstammung wurde 1903 in Prag geboren und überlebte dank ihrer künstlerischen Fähigkeiten gemeinsam mit ihrem kleinen Sohn, der später ein bekannter Cellist und Dirigent wurde, das KZ Theresienstadt. Sowohl ihr Mann

als auch ihre Mutter überlebten den Holocaust nicht. Das Spirituelle, so glaubt Herz-Sommer seit Theresienstadt, ist für den Menschen wichtiger als Essen.[3]

Es würde zu weit führen, die Biografien der vier hochbetagten Frauen miteinander vergleichen zu wollen. Biografieforschung könnte jedoch systematisch und auf einer breiten Datenbasis der spannenden Frage nachgehen, wie sich spezifische (erzählte) biografische Erlebnisse von Hochbetagten in bestimmten (Über-)Lebensstrategien niedergeschlagen und dem Leben einen Sinn verliehen haben (vgl. dazu auch den Beitrag Baumgardt/Krattiger i.d.B.). Soviel sei jedoch an dieser Stelle zu den skizzierten Biografien angemerkt: Evident ist, dass die vier (nach dem Zufallsprinzip) ausgewählten hochbetagten Frauen, von denen drei Jüdinnen sind, ganz gewiss nicht auf ein ‚gesundes', wohl aber auf ein überaus bewegtes Leben zurückblicken können.

Gut situierte ‚neue Alte' als (neuer) Marktfaktor

Von der „Silver Generation" wurde vor allem eine Bevölkerungsgruppe als wichtiger Marktfaktor entdeckt; es sind die gutsituierten „neuen Alten" (Karl/Aner 2002) oder ‚jungen Alten', die für die Werbung, Wirtschaft, Wissenschaften und Politik eine herausragende Rolle spielen. Sie sind als Konsument(inn)en aus den kommerzialisierten Bereichen Gesundheit und Schönheit (Fitness, Wellness, Anti-Aging, Mode, insgesamt Schönheitshandeln: vgl. dazu Degele i.d.B.), Bildung (Bildungsreisen, Seniorenstudium, nachberufliche Qualifizierungsprogramme, Volkshochschulkurse etc.), Finanzberatung (Nachlassplanung, Kapitalanlagen etc.) oder Geselligkeit (Seniorenorchester, Seniorentheater, Partnervermittlungen etc.) nicht mehr wegzudenken. Die Grenzen altersgebundener Interessen, Bedürfnisse und Lebensformen lockern sich, was auch dazu führt, dass bislang tabuisierte Themen und Forschungsfelder wie z.B. Partnerschaft und Sexualität im Alter in den Blick geraten (vgl. Bamler i.d.B.). Es sind die ‚neuen Alten', die die Öffentlichkeit in Talkshows oder politischen Debatten mit den neuen Lebensformen im Alter und den damit verbundenen neuen Alterskonstruktionen vertraut machen. So hat der ehemalige Bürgermeister von Bremen, Henning Scherf, wie er selbst sagt, eine neue Aufgabe darin gefunden, die Öffentlichkeit über alternative Wohnformen im Alter (Wohngemeinschaften mit Freunden, die einer langfristigen Planung bedürfen) und die Notwendigkeit bürgerschaftlichen Engagements aufzuklären. Das vorherrschende Altersbild der ‚jungen Alten' in einer ‚alternden Gesellschaft'

3 vgl. http://de.wikipedia.0rg/wiki/Alice_Herz-Sommer

beschreibt aktive Alte im Ruhestand, die gut situiert, körperlich fit, geistig rege, sexuell interessiert, kontaktfreudig und ständig auf Achse sind, kurz, deren Habitus und Lebensstil mit dem Begriff „Unruhestand“ gekennzeichnet werden kann. Die „Bastelbiografie“ (vgl. Hitzler 1988 zit. n. Beck/Beck-Gernsheim 1993: 179), die sich zunächst vor allem auf den veränderten Modus der Lebensführung jenseits herkunftsgebundener „Normalbiografien“ im Hinblick auf Beruf und Familie bezogen hat, dehnt sich – zumindest im Hinblick auf die individualistische Ideologie – auf die dritte und vierte Lebensphase aus.

In dieser Hinsicht lassen sich erstaunliche Parallelen zu einer Lebenshaltung konstatieren, die Boltanski/Chiapello (2003) bei ihrem Vergleich der Management-Literatur von den 1960er bis zu den 1990er Jahren in „Der neue Geist des Kapitalismus“ herausgearbeitet haben. Die Autoren gehen bei ihrer ideologiekritischen Analyse von der Annahme aus, dass die jeweilige Form des Kapitalismus, die einem historischen Wandel unterworfen ist, ihr je spezifisches ideologisches Rechtfertigungssystem generiert, um Lohnabhängige zur Arbeit zu motivieren. Vor dem Hintergrund eines wiedererstarkten Kapitalismus, der durch eine enorme Gewinnmaximierung seitens der Großunternehmen (Globalisierung, Börsenorientierung, Flexibilisierung der Arbeit u.a.) bei gleichzeitiger rasanter Zunahme von prekären Arbeits- und Lebensverhältnissen gekennzeichnet ist, gewinnen seit den 1990er Jahren neue Schlagwörter an Bedeutung, die die Aussicht auf einen „gewissen Freiheitsgewinn“ (2003: 134) suggerieren: Begriffe wie Mobilität, Flexibilität, Kreativität, Innovationsfähigkeit, Autonomie, Selbstverantwortung und Netzwerkbildung (Vernetzung) sollen jedem einzelnen – vom Projektleiter bis zum einfachen Mitarbeiter – den Eindruck vermitteln, dass ihm die Möglichkeit offen steht, sich selbst weiterzuentwickeln. Demzufolge hänge die Wertigkeit von Personen von ihrer Aktivität ab. Während in einer so genannten „industriellen Polis“ die Aktivität gleichbedeutend mit Arbeit sei, bedeute in der „projektbasierten Polis“ aktiv sein, Projekte ins Leben zu rufen, unablässig gemeinsam mit anderen Pläne zu schmieden, Verbindungen zu knüpfen und die Zahl der Kontakte zu erhöhen. Die Selbstverantwortung für die eigene Arbeitskraft und die Verbesserung der „employability“ werden bei der Multiaktivität jedes Einzelnen als zentral erachtet (vgl. 2003: 155-161). Wenngleich sich die Analysen von Boltanski/Chiapello überwiegend auf die Arbeitswelt beziehen, fällt auf, dass auch die von Politik, Wissenschaften und Werbung vermittelten Alterskonstruktionen, insbesondere von ‚jungen Alten‘, eben auf jene Motive und Habitusformen orientieren, die einer neoliberalen Wirtschaftsform entsprechen: Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels werden alte(rnde) Menschen (wieder) ganz neu als Humankapitalressource entdeckt. Die Beschäftigungsfähigkeit herzustellen bzw. ein Leben lang aufrechtzuerhalten (vgl. Konzepte des ‚Lebenslangen Lernens‘),

obliegt freilich der ‚Eigenverantwortung' der Einzelnen. Nicht von ungefähr warb ein junges Mädchen für den ARD-Themenschwerpunkt „Mehr Zeit zu leben" mit dem Slogan: „Steinalt, topfit und jede Menge gute Geschichten zu erzählen": Mit anderen Worten, die Werbestrategie vermittelt ein Altersbild, das darin besteht, sich in hohem Alter („steinalt") geistig und körperlich noch so fit zu halten, dass selbst der (hochbetagte) Mensch (für junge Leute) als Kontaktperson noch interessant ist („jede Menge gute Geschichten zu erzählen").

Insgesamt kann festgestellt werden, dass sich die Generationen 60plus im Kontext einer älter werdenden kapitalistischen Gesellschaft in folgendem Spannungsfeld befinden: Einerseits erfahren ältere Menschen aus kommerziellen, finanz- und arbeitsmarktpolitischen Gründen eine gesteigerte Aufmerksamkeit, d.h. die Indienstnahme älterer Menschen zum Zweck der Gewinnmaximierung nimmt zu. Andererseits differenzieren sich die Alterskonstruktionen und Handlungspraxen aus, was älteren Menschen ganz neue Optionen eröffnet, sie – aber auch die jeweils Jüngeren – jedoch auch vor ganz neue Herausforderungen stellt.

Generationenkonflikt und ‚demografischer Wandel' in historischer Perspektive

Zu Recht verweist der Historiker Detlev Peukert (1987) darauf, dass die Geburtenrate in der deutschen Bevölkerung bereits seit etwa 1910 sichtbar sank, ein Prozess, der bereits vor dem Ersten Weltkrieg einsetzte, sich danach dramatisch beschleunigt hat und sich über die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts hinaus bis heute fortsetzt. Eine in der Vorkriegszeit begonnene Diskussion um den vorhersehbaren Bevölkerungsrückgang bekam also eine besondere Akzentuierung, „weil sie mit der traumatischen Erfahrung des Krieges und der Niederlage verknüpft wurde" (1987: 92). Einerseits hat im Zuge der Modernisierungsprozesse einer sich rasant entwickelnden Industriegesellschaft ein Geburtenrückgang bereits in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eingesetzt, was nach Peukert auch im „säkularen Trend" lag. Andererseits hätten jedoch der Geburtenrückgang, das Ideal der Kleinfamilie, die steigende Lebenserwartung sowie Auswirkungen des Weltkrieges bewirkt, dass sich für die Zeitgenossen diese ohnehin noch ungewohnten Entwicklungen „im wahrsten Sinne des Wortes einschneidend" gestaltet haben (vgl. 1987: 94).

Parallel hierzu trat ein Phänomen auf, das ebenfalls neu in der deutschen Geschichte war: Jugendliche traten erstmalig in der Öffentlichkeit (z.B. in Jugendverbänden) deutlicher in Erscheinung; um 1900 formierte sich beispielweise der „Wandervogel", im letzten Vorkriegsjahrzehnt entstand die Arbeiterjugendbewegung. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden vor allem in den industriellen Bal-

lungszentren der Großstädte Probleme mit den Jugendlichen virulent: die erhöhte Arbeitslosigkeit und die materielle Notlage ließen die jugendliche Delinquenz erschreckend anwachsen. Darüber hinaus beklagten besorgte Pädagogen einen generellen Autoritätsverlust der Eltern und eine Abwendung der jungen Generation von den bis dato gültigen sozialmoralischen Normen (vgl. 1987: 97): Im Ausruf der ‚Krise der Familie' aufgrund ihrer schwindenden Erziehungsfähigkeit und der jugendlichen Auflehnung gegenüber den patriarchalen Familienstrukturen spiegelt sich der Legitimitätsverlust der staatlichen Autorität (Lenz/Böhnisch 1997: 22f.). Dieses Zusammenspiel hatte zur Folge, dass die Bevölkerung deutlicher nach Generationen segmentiert wurde und in Diskursen das Thema ‚Generationskonflikte' einen breiten Raum einnahm. Dabei verkörperte die Jugend in der sich im Modernisierungsprozess befindlichen Gesellschaft seit Ende des Kaiserreiches Fortschritt, Zukunft und Innovation.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, auf die Weimarer Republik, die in der Regel als Spannungsfeld erster Ordnung gekennzeichnet wird, weil sich die verschiedensten (subkulturellen) Strömungen und Parteien gegenüberstanden, genauer einzugehen (vgl. hierzu: Buchen 2005). So viel sei lediglich dazu angemerkt: Auch die Weimarer Republik ist durch die Auseinandersetzung um die gesellschaftliche Stellung der jungen Generation gekennzeichnet, nicht zuletzt deshalb, weil 1926 von den insgesamt über 9 Millionen Jugendlichen 4,3 Millionen als Mitglieder in Jugendverbänden registriert waren (Sportvereine, kirchliche Jugendverbände, Arbeiterjugendbewegung, Jungkommunisten, bündische Jugendbewegung) und ihre unterschiedlichen Lebenskonzepte und -stile, politischen Orientierungen und Zukunftsvisionen öffentlich zur Geltung brachten.

Als besonders problematisch erwies sich die Herausbildung bündischer Formen der Jugendbewegung (seit 1923), die aus der Wandervogelbewegung hervorgingen und mit der wachsenden wirtschaftlichen Misere zunehmend autoritäre, kleinbürgerliche, antikapitalistische, antiamerikanische Tendenzen entwickelten. Mit der Machtergreifung Hitlers konnte die „Bündische Jugend", die nach dem Führer-/Gefolgschaftsprinzip paramilitärisch (und antifeministisch) strukturiert war, weitgehend problemlos in die Hitlerjugend überführt werden (vgl. 1987: 210f.). Vor allem das Sendungsbewusstsein der Bündischen Jugend – verbunden mit dem Jugend-Mythos im Sinne eines Körperkults – konnte im Nationalsozialismus mit faschistischen Idealen von Stärke, Gesundheit und der Rasseideologie (Arbeit am ‚rassereinen Volkskörper') verbunden werden.

Ganz allgemein ist zu konstatieren, dass in den 20er Jahren Vitalität, Jugendlichkeit, Lebendigkeit zu Leitbegriffen erhoben wurden, was u.a. dazu führte, dass natürliche und künstliche Verjüngungsmethoden, insbesondere bei alte(rnde)n Männern, Konjunktur hatten (vgl. Stoff 2004). Der Generationenkonflikt sei weitaus

mehr als ein „naturgemäßer Kampf des Neuen gegen das Alte“ gewesen, so Stoff, vielmehr sei der Generationsgegensatz „seit dem Ende der zwanziger Jahre als der Kern der Krise des Weimarer Systems angesehen“ worden (vgl. 2004: 248). Die universale Kategorie „Jugend“ sei abgelöst worden durch die der „jungen Generation“, eine um und nach 1900 geborene Generation deutscher Männer, die sich – durch Kriegserfahrungen, Perspektivlosigkeit etc. enttäuscht – zur „eigentlichen Führergeneration Deutschlands“ berufen fühlte und bereit war, die Weimarer Republik zu stürzen, um einen völkisch-nationalistischen Sozialismus zu errichten. Diese „konservative Revolution“ habe gerade durch ihre entschlossene Betonung „des Kampfes der Jungen gegen die Alten“ eine Rhetorik verwendet, die äußerste Attraktivität entwickelt habe (vgl. ebd. 2004: 249f.).

Es würde den Rahmen sprengen, auf die unterschiedlichen Situationen ‚*der* Alten‘ um die Jahrhundertwende und in der Weimarer Republik genauer einzugehen, gegen die sich die Kritik der unterschiedlichen jugendbewegten Subkulturen richtete. In diesem Zusammenhang interessant ist allerdings der Sachverhalt, dass sich – parallel zur öffentlichen Wahrnehmung der Jugend als eigenständige Generation und Lebensphase – auch eine Ausdifferenzierung des Alters vollzog. Diese Modernisierungsprozesse verliefen allerdings sehr viel unspektakulärer und waren an den Wandel der Versorgungslage und den – damit verbundenen – Statuswandel älterer Menschen geknüpft, die erwerbstätig waren: So hat sich mit der stufenweisen Einführung des Ruhestands (seit Ende des 19. Jh. unter Otto von Bismarck bis ins 20. Jh.) besonders im städtischen Bereich „eine neue Form des Alters als Lebensphase“ und – damit verbunden – „ein neuer Typus des alten Menschen“ etabliert, den Andreas Gestrich mit Bezug auf die Publikation von Conrad (1994) auf die griffige Formel bringt: „Vom Greis zum Rentner“ (zit. nach Gestrich 2004: 75). Erfolgte zunächst eine versicherungsgestützte Altersversorgung nur für Beamte, wurden dann die Rentenversicherungen auch für Angestellte und Arbeiter ausgeweitet, was zur Etablierung einer „wirklichen altersspezifischen Zäsur des gesetzmäßigen Ausscheidens aus dem Erwerbsleben“ führte (vgl. Gestrich 2004: 64). Erst nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte die Übertragung einer versicherungsgestützten Altersversorgung auch auf ländliche Gebiete (Bauern, ländliche Unterschichten). Die Einführung des Ruhestands bedeutete Mehrfaches: *Erstens* hörte der „Ruhestand als arbeits- und sorgenfreier Lebensabend“ erstmalig im 20. Jh. auf, ein Privileg nur für Besitzende zu sein, das seit der Antike bis in die Neuzeit existierte (vgl. Herrmann-Otto 2004: XIII). *Zweitens* bewirkte die Einbeziehung der ländlichen Betriebe in das moderne System der Altersversicherung, dass die „Verkettung der Lebenschancen der Generationen über den familiären Besitz gelöst“ wurden (vgl. Gestrich 2004: 66). Der Tatbestand, dass in bäuerlichen Hoffamilien und in handwerklichen Familienbetrieben heute noch überkommene

Normen des Zusammenhangs von (Ver-)Erben und Altenversorgung fortbestehen, wird aus psychologischer Perspektive in unserem Band genauer beleuchtet (vgl. Dieris/Breuer i.d.B.). *Drittens* bewirkte die „flächendeckende Altersversorgung mit Rechtsanspruch und klaren Altersgrenzen zur Einlösung dieses Anspruches", dass sich die Position alter Menschen in der Gesellschaft grundlegend veränderte (vgl. Gestrich 2004: 76). Die Position alter Menschen – sei es in städtischen oder ländlichen Milieus, in Beamten-, Angestellten-, Arbeiter-, Handwerker- oder Bauernmilieus – hat sich durch ein modernes System der Altersversorgung – im Vergleich zu vorindustriellen Gesellschaften – zweifelsfrei fundamental verändert. Weshalb allerdings die „zunehmende soziale Absicherung des Lebensabends verbunden (war) mit einer deutlichen Abwertung der Erfahrung und des Alters", wie Gestrich (2004: 64) (unkommentiert) feststellt, muss als Frage offen bleiben.

Ohne die gesellschaftspolitische Situation des Kaiserreiches, der Jahrhundertwende und der Weimarer Republik mit unserer Gegenwartsgesellschaft vergleichen zu wollen, wäre es zu begrüßen, wenn in Diskursen über den demografischen Wandel die historische Perspektive mitbedacht würde. Schließlich ergeben sich hieraus Fragestellungen und Anknüpfungspunkte für Forschung und Theorie: Vergegenwärtigt man sich die Veränderung des Alters durch die Einführung der staatlichen Alterssicherung ist mit Blick auf die alternde Gesellschaft und das erhöhte Armutsrisiko zu fragen, wie sich Altersbilder zwischen aktivem „Unruhestand" und Erwerbszwang verändern.

Weiter ist zu erwarten, dass das Thema Erben/Vererben in allen Milieus mehr Brisanz erhält: Zwar haben Erbschaften (bis heute) an existenzsichernder Bedeutung verloren, so dass die symbolische Bedeutung von Erbschaften als Anzeichen für die Besonderheit und Einzigartigkeit einer (Eltern-Kind-)Beziehung anwachsen konnte, was neue Konfliktfelder in Familien hervorbringt (vgl. dazu Lettke 2007: 104f.). Jedoch bleibt hier auch zu erforschen, wie sich intergenerationelle Verteilungslogiken angesichts der Verknappung der finanziellen Ressourcen auf Seiten der Alten entwickeln werden.

Zentral in einer alternden Gesellschaft ist schließlich auch die Frage, wie sich die soziale Position von Alten in Abhängigkeit von der gesellschaftlichen und milieuspezifischen Bewertung von (biografischem) Wissen (vgl. der Beitrag von Schmitt zu Migration und Alter i.d.B.) und (geschlechterdifferenten) Erfahrungen (vgl. Gildemeister i.d.B.) verändern wird.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen möchte der Band dazu beitragen, Alter und Älterwerden in einer älterwerdenden Gesellschaft differenziert zu betrachten und die gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurse zum demografischen Wandel kritisch zu analysieren. Diejenigen Diskurse, die die demografische Entwicklung als (ideologischen) Anlass und als Begründung dafür nutzen, Maßnahmen

zur Produktivitäts- und Effizienzsteigerung voranzutreiben, sollten u.E. deshalb besonders kritisch hinterfragt werden, weil sie auf einer ‚Demografisierung sozialer Probleme' basieren, einer Argumentationslinie also, die, wie kurz angerissen wurde, eine unrühmliche Tradition hat. In diesem Sinne beabsichtigt der vorliegende Band, zur Entdramatisierung der Debatte über die demografische Entwicklung beizutragen. Die Beiträge des Bandes wollen auf unterschiedliche Weise zu einer – im besten Fall – ideologie- und gesellschaftskritischen Auseinandersetzung mit Alters- und Geschlechterdiskursen anregen und Anknüpfungspunkte für empirische und dabei insbesondere qualitative Forschungen zu Alter bieten; denn „Älterwerden neu (zu) denken" bedeutet u.E. vor allem, Möglichkeiten zu eruieren, wie es in einer älter werdenden Gesellschaft alten Menschen gelingt, ein selbstbestimmtes und würdevolles Leben (bis zum Tod) zu leben.

Der Band ist in vier Themenfelder untergliedert: Behandelt werden im ersten Teil die Politik der alternden Gesellschaft im Hinblick auf Familie, Arbeit und Bildung sowie die historische Entwicklung von Altersbildern. Im zweiten Teil steht Bildung im Mittelpunkt: Gefragt wird hier u.a. nach (noch zu entwickelnden) Bildungskonzepten, die den Ansprüchen und Interessen der dritten Lebensphase gerecht werden. Die Beiträge des dritten Teils sind thematisch etwas weiter aufgespannt, hier werden Fragen zu Körper und Sexualität im Alter bearbeitet und dabei biografische sowie geschlechterdifferenzierende Zugänge auf das Alter entwickelt. Im letzten Teil versammeln sich schließlich Beiträge zum Bereich Leben und Wohnen; in den Blick genommen werden hier zum einen neue Wohnformen im Alter, und zum anderen Generationenbeziehungen. Hier finden sich auch zwei ungewöhnlichere Beiträge, beide Experteninterviews, die dazu anregen sollen, zukünftige Forschungsfragen zum demografischen Wandel, aber auch zur Frage der Lebensgestaltung im Alter zu präzisieren.

Geschichte und Politik des Alterns

Thema des ersten Beitrags sind die Auswirkungen der gegenwärtigen Politik zum Umgang mit dem demografischen Wandel: *Cornelia Helfferich* geht der Frage nach, wie die Lebensläufe von Frauen und Männern in der Zukunft aussehen, die anders als häufig suggeriert nicht nur von den individuellen Gestaltungskompetenzen, sondern in hohem Maße von den (vorgängigen) gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, v.a. der Familien-, Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik der Gegenwart, abhängig sind. Älterwerden neu zu denken heißt hier, die demografische Entwicklung nicht einfach fortzuschreiben, sondern die aktuellen politischen Strategien unter

Geschlechterperspektive zu analysieren: Dabei zeigt sich, dass sich die Lebensläufe von Frauen und Männern zwar angleichen werden, aber die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern insbesondere im Alter in finanzieller Hinsicht bestehen bleiben wird – so nicht schon heute auf der politischen Ebene interveniert wird.

Gabriele Winker setzt sich in ihrem Beitrag kritisch mit der ökonomischen und sozialen Bedeutung von Betreuungs- und Pflegearbeit (Care Work) auseinander, die in unserer Gesellschaft nach wie vor überproportional von Frauen ausgeführt wird. In der Krisenrhetorik, wie sie u.a. in der Metapher ‚Generationenkonflikt' zum Ausdruck kommt, erkennt die Autorin den (ideologischen) Versuch einer an Wirtschaftsinteressen ausgerichteten neoliberalen Politik, die darauf zielt, Profiteinschränkungen aufgrund steigender Lohnnebenkosten angesichts der Zunahme von Rentenbeziehenden entgegen zu wirken. Die Autorin zeigt, dass der demografische Wandel als große Herausforderung für eine umfassende Sozialpolitik verstanden werden müsse: die Frage nach qualifizierten Care-Tätigkeiten (Kinderbetreuung; Altenpflege) in unserer Gegenwartsgesellschaft werfe unweigerlich die Frage auf, wie der erwirtschaftete Wohlstand gerade angesichts des demografischen Wandels gerechter verteilt werden kann.

Welche Bedeutung die Hochschulen im gesellschaftlichen Umgang mit der demografischen Entwicklung erhalten, ist die Leitfrage des Beitrags von *Heike Kahlert*. Sie identifiziert die aktuellen Reformen in Hochschulwesen und Bildungssystems vor allem als von (volks-)wirtschaftlichen Interessen geleitet: Hochschulen sollen zukünftig mehr qualifiziertere Akademiker (und deshalb auch Akademikerinnen) hervorbringen und zugleich bereits während des Studiums die Familiengründung dieser Gruppe befördern. Obwohl die Autorin hierin Chancen für eine Neuregulierung der Geschlechterverhältnisse sieht, ist sie durchaus skeptisch, ob die Förderung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf tatsächlich auch zu einer (geschlechter-)gerechten Umverteilung von Ressourcen führen wird. Offen bleibt, ob – entgegen jeder ökonomischen Rationalität – die Ungleichheit der Geschlechter in veränderter Form bestehen bleibt – beispielsweise indem sich eine mit Karriere verbundene Elternschaft zur Norm entwickelt, der sich insbesondere Frauen nicht entziehen können.

Die Historikerin *Elisabeth Herrmann-Otto* widmet sich in ihrem Beitrag den Altersdiskursen und dem Altsein in der römischen Antike und dem frühen Christentum. Die Autorin arbeitet heraus, dass es innerhalb der antiken Welt eine Pluralität von Altersmodellen gegeben hat, die sich durch gesellschaftliche Veränderungsprozesse herausgebildet haben. Anhand zahlreicher Schriften der schreibenden Oberschicht zum Alter kann bis in die Spätantike hinein nachgewiesen werden, dass es einen Jahrhunderte lang bestehenden Altersdiskurs gegeben hat, in dem sich die Ambivalenz gegenüber dem Alter/Angst vor Tod dokumentiert. Gerade durch

den Erlösungsgedanken im Christentum (Orientierung auf ein besseres Leben nach dem Tod) sowie die Einbeziehung der armen Alten, vor allem auch Frauen, konnte sich das Christentum mit eigenen Altersmodellen positionieren.

Bildung und Altern

Im Beitrag von *Sylvia Buchen* werden (nachberufliche) Qualifizierungs- und Bildungsprozesse für die Generationen 60plus in den Blick genommen und danach gefragt, wie Bildungsangebote der Zukunft aussehen müssten, um auf die unterschiedlichen Bedürfnisse und Bedarfe der heterogenen Altersgruppen angemessen zu reagieren. Im Zentrum einer historisch-systematischen Analyse stehen bildungspolitische Konzepte zu „Lebenslangem Lernen". Gerade weil diese Konzepte eine dreißigjährige Geschichte haben, kann gezeigt werden, wie eng diese an eine Krisenrhetorik und – damit verbunden – an die Ideologie eines permanenten wirtschaftlichen und technologischen Wachstums geknüpft waren und sind. Zur Beantwortung der Frage, wie Bildungskonzepte gestaltet sein sollten, die einen Beitrag dazu leisten, das Altern selbstreflexiv zu gestalten, zieht die Autorin die Psychoanalyse zu Rate.

Malte Brinkmann entwickelt in seinem Beitrag zum Thema Lernen im Alter ein pädagogisches Konzept, das Lernen als reflexiven Erfahrungsprozess und insbesondere als Umlernen verdeutlicht. Vor dem Hintergrund der kritischen Auseinandersetzung mit Ergebnissen der Berliner Altersstudie und dem Lernmodell des bekannten, vor kurzem verstorbenen Kognitionspsychologen und Altersforscher Paul Baltes wird überzeugend herausgearbeitet, dass durch neurowissenschaftliche Erkenntnisse sinnhaftes, bedeutungsgenerierendes Lernen – auch in seinen produktiven Potenzialen negativer Lernerfahrungen – nicht erfasst werden kann.

Bernd Steinhoff widmet sich in seinem programmatisch formulierten Beitrag der Frage, wie sich intergenerationelles Lernen in einer alternden Gesellschaft verändert und wie Bildungsinstitutionen darauf reagieren müssen: Dargestellt wird die Geschichte und Entwicklung der Idee des Generationenlernens sowie die grundlegenden Problemfelder der verschiedenen Konzepte. Vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung verändern sich nicht nur die institutionalisierten generationenübergreifenden Orte, an denen der Transfer von Wissen und Erfahrung traditionell stattfindet (Betriebe, Familie etc.), Erfahrungswissen hat im gesellschaftlichen Diskurs über Arbeit generell an Bedeutung verloren. Ein neues Themenfeld des intergenerationellen Lernens ist deshalb die Lebensplanung,

und dabei vor allem die Entwicklung und Vermittlung von Kompetenzen des Älterwerdens.

Körper, Geschlecht und Biografie im Alter

Im Beitrag der Kulturwissenschaftlerinnen *Ursula Baumgardt* und *Ursa Krattiger* steht die künstlerische Darstellung des Älterwerdens in weiblichen Selbstbildnissen im Mittelpunkt. Die Autorinnen rekonstruieren anhand ausgewählter Werke von vier Künstlerinnen, wie sich die (weibliche) Sicht auf das Selbst im Verlauf unterschiedlicher biografischer Stationen entwickelt. Im Unterschied zu den häufig stereotypen Darstellungen des weiblichen Alters in den Werken männlicher Künstler (Attraktivitätsverlust, Verfall etc.) zeigt sich das Alter in den Selbstbildnissen auch als eine Zeit des Aufbruchs und der Schaffenskraft. Die in den Werken sichtbar werdenden kreativen Potenziale des Alters erwachsen dabei aus einem Prozess der Befreiung von gesellschaftlichen Normen und geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen. Da das Älterwerden als eine von innerer (und teilweise auch äußerer) Freiheit gekennzeichnete Lebensphase skizziert wird, gelingt es den Autorinnen, Alterungsprozesse in neuem Licht erscheinen zu lassen.

Im Beitrag von *Nina Degele* steht die wachsende Bedeutung des Körpers in der modernen Gesellschaft, so auch im Altershandeln, im Zentrum der Reflexion. Steigert die körperliche Attraktivität nicht nur die Erfolgsaussichten im Beruf und bei der Wahl der Partnerin bzw. Partners, gehören mittlerweile gezielte Mittel zur Steigerung der Schönheit, Fitness, Gesundheit zur Aufrechterhaltung der Arbeitsfähigkeit (‚employability‘). Auf der Grundlage von Befunden einer eigenen empirischen Untersuchung zu Sich-schön-machen zeigt die Autorin, dass Altershandeln mit neuen Freiheiten und Gelassenheit verbunden sein kann, aber auch mit Attraktivitätsverlusten, die zu einem entsprechenden Aufwand veranlassen, dagegen vorzugehen. „Schöner altern“ heißt für Degele altersspezifische Vereinfachungen zu unterlaufen, gesellschaftliche Resonanz zu nutzen und neue Möglichkeiten des Lebens im Alter wahrzunehmen.

Um den Körper im weiteren Sinne geht es auch im Beitrag von *Vera Bamler* zu Sexualität im Alter: Im Zuge der Veränderung gesellschaftlicher Alterskonstruktionen wird Sexualität nicht nur für Individuen, sondern auch für die sozialwissenschaftliche Forschung zu einem wichtigen Thema. Während die meisten wissenschaftlichen Studien aufgrund ihrer biologisch determinierten Vorstellung von Alters(hetero-)sexualität auf vermeintlich naturgegebene Geschlechterdifferenzen stoßen, relativieren sich diese, sobald beziehungsbezogene Dimensionen (Partnerschaft, Sexualpraktiken, Zufriedenheit) berücksichtigt werden. Bamler

analysiert Sexualität im Alter unter der Perspektive der Biografisierung, die es ermöglicht, individuelles Sexualleben mit vergangenen und aktuellen gesellschaftlichen Geschlechter- und Sexualitätsdiskursen in Beziehung zu setzen und somit Sexualität auch im Alter neu zu denken.

Im Beitrag von *Regine Gildemeister* steht „Alter und Geschlecht" im Zentrum der Betrachtungen. Die Autorin setzt sich kritisch mit der These einer „Feminisierung des Alters" auseinander, die besagt, dass der Verlust der Erwerbsarbeit für Männer eine ‚strukturelle Feminisierung' bedeute und es damit zu einer Angleichung der Geschlechter komme. Am Beispiel biografischer Erzählungen im Kontext der Biografieforschung zeigt die Autorin die Tendenz Älterer, ihre Lebensgeschichte in der Erinnerung normativen Erwartungen anzupassen, obwohl das Leben ganz anders verlief. Demzufolge sieht Gildemeister in Biografiearbeit (z.B. im Kontext von Schreibwerkstätten) eine Möglichkeit zur Problematisierung der Konstruktionsweisen biografischer Erzählungen als wichtige Voraussetzung für die Entstehung von Neuem im Alter.

Leben und Wohnen im Alter

Maja S. Maier geht in ihrem Beitrag der Frage nach, wie sich Unterstützungsbeziehungen am Schnittpunkt von Modernisierung und demografischer Entwicklung entwickeln: Während die in Politik, Wissenschaft und Medien dominante Krisenrhetorik die Instabilität der Familie beklagt und ihre Re-Stabilisierung zum Ziel erklärt, rückt die Autorin nicht-familiäre Beziehungen in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung. Gesellschaftlich bislang randständige Gruppen und ihre kollektiven Erfahrungen geben ein Beispiel, wie Leben und Älterwerden ohne Kinder und/oder ohne Familie gestaltet werden kann. Da zu erwarten ist, dass zukünftig ein wachsender Anteil der Bevölkerung auf nicht-familiäre Netzwerkbeziehungen angewiesen sein wird, werden freundschaftliche Beziehungen einen höheren Stellenwert erhalten. Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels – so eine These – erfahren nicht-familiäre Beziehungen eine Aufwertung, an der wachsenden Qualität dieser Beziehungen werden sich zukünftig auch die familiären Beziehungen messen lassen müssen.

Der Frage, wie sich verändernde Familien- und Verwandtschaftsstrukturen speziell auf das (zukünftige) Leben und Wohnen im Alter auswirken, geht *Cornelia Kricheldorff* nach. Gerade weil mit zunehmendem Alter – mehr als in jeder anderen Lebensphase – Aktivitäten in und um die Wohnung an Bedeutung gewinnen, bekommen neue Wohnformen im Alter zunehmend mehr öffentliche Aufmerksamkeit: Obwohl gemeinschaftliches Wohnen bislang noch die Ausnahme ist, erfährt

es eine deutliche prozentuale Zunahme – und mobilisiert als Thema bereits die Generation 50plus. Die Autorin kann in ihrem Beitrag zeigen, dass Projekte des gemeinschaftlichen Wohnens im Alter als Wegbereiter für ein neues Altersbild fungieren, das sich weg von einer Defizitorientierung hin zu einer Kompetenzorientierung entwickelt.

Barbara Dieris und *Franz Breuer* setzen sich in ihrem Beitrag auf der Grundlage eigener qualitativer Untersuchungen mit den Aushandlungsprozessen familiärer Besitz- und Kümmerverhältnisse zwischen den Generationen aus psychologischer Perspektive auseinander. Dabei ist der Fokus auf kleine Familienunternehmen (Handwerk; Landwirtschaft) und deren Interaktions- und Kommunikationsstrategien bei der Frage gerichtet, wie die Weitergabe/Nachfolge des Unternehmens geregelt sowie die Frage geklärt wird, wer sich um die altersbedingt hilfsbedürftigen Eltern kümmert. Der Autor/die Autorin systematisieren die Aushandlungsstrategien mit Hilfe einer dimensionalen Charakteristik des Sprechens und Schweigens bzw. entsprechender Mischformen, die mit Beispielen, auch aus der Literatur, veranschaulicht werden.

Das *Interview mit zwei Vertretern der Volksbank Freiburg* bietet einen besonderen Einblick in die betriebswirtschaftliche Seite der demografischen Entwicklungen, indem die beiden Interviewpartner über Herausforderungen berichten, die sich für das genossenschaftlich organisierte Unternehmen betriebsintern und nach außen als Dienstleistungsunternehmen ergeben. Der Titel des Interviews „Redet Ihr noch miteinander, oder habt Ihr schon verteilt?“ verweist auf die zunehmende Brisanz des Themas Erben und Vererben in einer Zeit, in der die Kunden und Kundinnen zeitgleich mit der Verknappung ihrer finanziellen Ressourcen sowie der Notwendigkeit konfrontiert sind, private Altersvorsorge treffen zu müssen. Das Interview zeigt, dass die Heterogenität der Lebensbedürfnisse und die Komplexität der Fragestellungen in Bezug auf Zukunftsplanungen in den unterschiedlichen Generationen die Entwicklung ausdifferenzierter Kundenberatungskonzepte erzwingt. Der Aufgabenbereich einer sog. „Generationenberatung“ erfordert von den Professionals nicht nur ein spezialisiertes Fachwissen im Bereich der Finanzen. Vielmehr sind bei Beratungsleistungen, die individuell auf ältere Kunden und Kundinnen abgestimmt sind, insbesondere auch psychosoziale Kompetenzen gefragt, die neue Sichtweisen auf das Älterwerden implizieren.

Der Beitrag von *Guido Schmitt* versteht sich als essayistische Skizze zum Thema „Migration und Alter“. Auf der Grundlage eines Experteninterviews mit einer 70-jährigen italienischen Sozialarbeiterin widmet sich der Autor der Situation italienischer Migranten und Migrantinnen der ersten Generation (‚Gastarbeiter‘). Hierbei erweist sich die Lebenssituation der alternden italienischen Männer aus folgenden Gründen als besonders schwierig: es hat den Anschein, als würde

das Problem der mangelnden Bildung, der sog. ‚Pendelmigration' sowie der Widerspruch zwischen (inkorporierten) patriarchalen Strukturen und Modernisierungsprozessen (in Deutschland), in deren Kontext die Nachfolgegenerationen aufgewachsen sind, bei den alten italienischen Männern zu besonderer Einsamkeit führen. Der Problemaufriss des Autors macht den hohen Forschungsbedarf deutlich, der an die Kategorie ‚Alter' gebunden ist, so auch an die Fragestellung „Migration und Alter".

Literatur

Auth, Diana/Holland-Cunz, Barbara (2006): Alarmismus und Aktionismus. Diskurs und Politik zum demografischen Wandel in Deutschland. In: Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Demografischer Wandel. Die Stadt, die Frauen und die Zukunft, 65-77, http://www.mgffi.nrw/Publikationen

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1993) Nicht Autonomie, sondern Bastelbiografie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart. In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 22, Heft 3, 178-187

Boltanski, Luc/Chiapello, Eve (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK

Buchen, Sylvia (2005): Neue Geschlechterkonstruktionen und (queere) subkulturelle Strömungen in der Weimarer Republik. In: Degele, Nina/Penkwitt, Meike (Hrsg.): Queering Gender – Queering Society. Freiburger FrauenStudien. Band 17. Freiburg: Jos Fritz Verlag, 203-224

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSJ) (Hrsg.) (1994): Fünfter Familienbericht. Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland. Zukunft des Humanvermögens. Bonn

Butterwege, Christoph (2006): Demographie als Ideologie? Zur Diskussion der Bevölkerungs- und Sozialpolitik in Deutschland. In: Berger, Peter A./Kahlert, Heike (Hrsg.): Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlecherverhältnisse. Frankfurt/M.: Campus, 53-80

Conrad, Christoph (1994): Vom Greis zum Rentner: der Strukturwandel des Alters in Deutschland zwischen 1830 und 1930. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht

Gestrich, Andreas (2004): Status und Versorgung alter Menschen in der Neuzeit. In: Herrmann-Otto, Elisabeth (Hrsg.): Die Kultur des Alterns von der Antike bis zur Gegenwart. Röhrig Verlag: St. Ingbert, 63-78

Herrmann-Otto, Elisabeth (2004): Vorwort. In: Dies. (Hrsg.): Die Kultur des Alterns von der Antike bis zur Gegenwart. Röhrig Verlag: St. Ingbert, XI-XVI

Karl, Fred/Aner, Kirsten (Hrsg.) (2002): Die „neuen Alten" revisited. In: Kasseler Gerontologische Schriften. Band 28, www.kasseler-gerontologische-schriften.de

Kohli, Martin (2007): Von der Gesellschaftsgeschichte zur Familie. Was leistet das Konzept der Generationen? In: Lettke, Frank/Lange, Andreas (Hrsg.): Generationen und Familien. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 47-68

Lange, Andreas/Lettke, Frank (2007): Schrumpfung, Erweiterung, Diversität. Konzepte zur Analyse von Familie und Generationen. In: Dies. (Hrsg.): Generationen und Familien. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 14-43

Lange, Andreas/Szymenderski, Peggy (2007): Arbeiten ohne Ende? Neue Entwicklungen im Spannungsfeld von Erwerbs- und Familientätigkeit. In: Lettke, Frank/Lange, Andreas (Hrsg.): Generationen und Familien. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 223-248

Lenz, Karl/Böhnisch, Lothar (1997): Zugänge zu Familien – ein Grundlagentext. In: Dies. (Hrsg.): Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim/München: Juventa, 9-63

Lettke, Frank (2007): Vererbungsabsichten in unterschiedlichen Familienformen. Ein Beitrag zur Institutionalisierung generationaler Kontinuität. In: Ders./Lange, Andreas (Hrsg.): Generationen und Familien. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 96-129

Peukert, Detlev J.K. (1987): Die Weimarer Republik. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Schäffer, Burkhard (2004): Doing Generation. In: Buchen, Sylvia/Helfferich, Cornelia/Maier, Maja S. (Hrsg.): Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen. Wiesbaden: VS Verlag

Shell Jugendstudie (2006): Bedeutungszuwachs der Familie, http://www.shell.com/home/content/de-de/society_environment/jugendstudie/2006/jugendstudie2006_familie.html

Stoff, Heiko (2004): Ewige Jugend. Köln: Böhlau

I Geschichte und Politik des Alterns

Cornelia Helfferich

Alles beim Alten? Wie der demografische Wandel Lebenslaufmuster von Frauen und Männern morgen und das Alter übermorgen beeinflusst

Der demografische Wandel ist genau genommen nichts anderes als der historische Wandel der Geburtenraten und der Lebenserwartung[1]: So lange diese Kennzahlen der Demografie sich verändern, wandelt sich die Zusammensetzung der Bevölkerung. Demografischer Wandel ist, so gesehen, eigentlich ein Dauerzustand. Doch heute bekommt dieser Wandel eine neue Qualität; denn die gesellschaftlichen Veränderungen nehmen, so die Vorausberechnungen, an Geschwindigkeit und Folgenreichtum zu, und daher richtet sich der Blick vor allem in die Zukunft und auf kommende Veränderungen.

Dieser Blick kann uns etwas darüber lehren, wie auf breiter gesellschaftlicher Ebene unser *heutiges* Tun diese *Zukunft* gestaltet, ohne dass wir dies merken oder intendieren: Quantitativ bewirkt die niedrige und vor allem im Vergleich zur vorherigen Generation *niedrigere* (absolute) Zahl an Kindern bzw. Töchtern, die *heute* geboren werden, dass es in der nächsten Generation weniger potenzielle Mütter gibt und damit eine *noch niedrigere* Zahl an Kindern geboren wird.[2] Qualitativ – und das ist das Thema dieses Beitrags – hängt die Lebenssituation der Alten von morgen und übermorgen vom demografischen Wandel, genauer genommen: von den *heutigen* politischen Strategien ab, die in spezifischer Weise mit den Konsequenzen der veränderten Bevölkerungszusammensetzung umgehen.

Auch wenn Analysen, die auf statistischen Vorausberechnungen beruhen, eine gewisse Plausibilität für sich in Anspruch nehmen können, so bleiben doch alle Voraussagen für die Zukunft, selbst wenn sie mögliche Varianten oder Szenarien anbieten[3], immer spekulativ. Und dies gilt umso mehr, je komplexer und facettenreicher die Veränderungsprozesse und je größer die gesellschaftlichen Gestaltungsräume und Einflussmöglichkeiten sind. Hier soll keine Prognose gewagt werden. Im Mittelpunkt stehen vielmehr die politischen Antworten auf den demografischen

---

1 Zusammen mit den Wanderungsbewegungen, also den Zu- und Abwanderungen.

2 Dies gilt, selbst wenn die Geburtenrate, also die durchschnittliche Zahl der geborenen Kinder pro Frau gleich bleibt.

3 Siehe z.B. Varianten der Bevölkerungsvorausberechnung nach unterschiedlichen Wanderungsannahmen (Statistisches Bundesamt 2003, zit. n. Hullen 2004: 17).